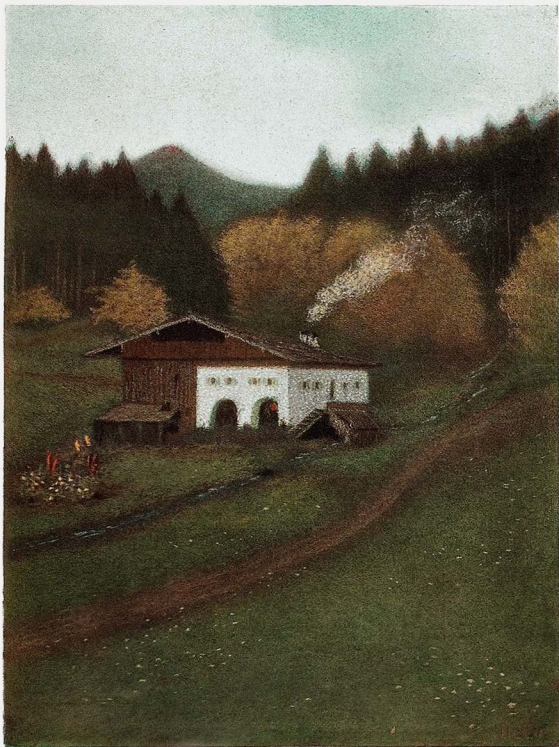


J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 21



Die Waldschmiede

W. Hely

E. V. P.

Anekdotisches um Ernst von Possart

Erzählt von Prof. Georg Fuchs

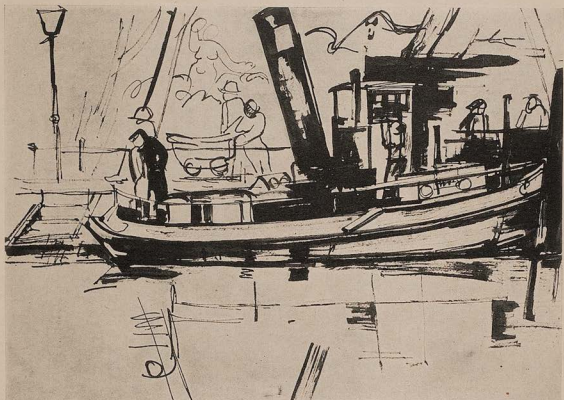
„Der E. v. P.“ so flötete es weich, wehmütig, milde und doch hochachtungsvoll, aber zugleich auch wie hilfsflehend, fast kindlich — wer könnte sagen, was diese, an allen Möglichkeiten der Menschenseite bis zu einem unvorstellbaren Grade der Ausdrucksfähigkeit trainierte Schauspieler-Stimme alles in sich enthält! Setzt er den bayerischen Kronenorden bekommen, mit dem der persönliche Adel verbunden war, hatte der königlich bayerische Generalintendant, Professor Dr. Ernst Ritter von Possart, sich diese Form der Annäherung angewöhnt, wenn er in besonderen Fällen persönlich anrief — die ihn näher kannten, sagte nie anders als „Allerhöchste persönlich“; man konnte gar nicht anders sagen angesichts von so viel hübschvoller Majestät. Diese Artikulation seines geadelten Namens sollte auch — das lag ebenfalls in der Unvergleichlichkeit dieser unzerstört vielstimmigen Stimme — sollte auch als eine herablassende Vertraulichkeit empfunden werden, mit welcher nur Intime „ausgezeichnet“ würden, die aber dafür auch durch entsprechendes Gegenkommen in dieser oder jener Sache honoriert werden sollte, dementhalb der „Allerhöchste persönlich“ Anruf des hochgeachteten Theater-Monarchen erfolgte. Je mehr solche man sich davon gewöhnlich fühlen. — Das war ja so ein Johannisbrotwunder, in den Tagen seines stolzen Olanges, als er die Wagner- und Mozart-Festspiele in München organisierte und dafür das Prinzregenten-Theater errichtet hatte, in dem sich das preunkelbille Luxus-Publikum aller Weltteile jeden Spätsommer zusammenfand und „Eim“ erlauchter Name fast noch mehr auf allen Lippen lag als der Name Richard Wagners selbst.

Der Errichtung dieses Prinzregenten-Theaters war aber ein heftiger, recht bedauerlicher Kampf vorausgegangen, der teils auf die Gerechtigkeit der „erhöhten“ Wagner-Gemeinde zurückzuführen war, welche das Monopol Bayreuths nicht angetastet wissen wollte, teils aus darauf, daß die Boden Spekulation aus dem Projekte Sonderprojekte zu schlagen suchte und Possart selbst in den Verdacht gebracht wurde, an diesen Spekulationen nicht ganz unbeteiligt zu sein. Auch warfen ihm seine Feinde in der Presse vor, daß er einflußreiche Kritiker dadurch für seine Festspiel-Unternehmungen gewonnen habe, daß er sie Propaganda-Schriften verfassen ließe und diese üppig honorierte. All diese Wählerlein führten schließlich zu einem der spezifisch Münchenerischen Kunst-, Literatur- und Theater-Verleumdungs-Prozesse, in dem auch Er, der Bühnen-Generalintendant, unter entsprechend pompöser Regie als Zeuge auf treten und unter geradezu erschütternd feierlicher Mänell einen Eid schwören mußte, dem er mit wahrhaft erschütterlicher Gelbung in der Stimme die Betretung anfügte: „Es wahr sein Gott helfe und sein heiliges Evangelium!“ — Da blieb kein Auge trocken in dem weiten Saale, den das bei solchen Haupt- und Staats-Aktionen der Kunststadt den lebenden Publikum der „Intellektuellen“ und „Kulturellen“ bis auf den letzten Platz füllte, vor allen die Kunst-, Literatur- und Theater-Damen mit wallenden Perlenreihen auf den hochgeputzten Festuren und das alles in eine solche Wolke erlesener Parfüme hüllend, daß von der Arme-Sünder-Atmosphäre des Gerichtssaales kein Hauch übrig blieb. Jeder wurde aber dann die Sache im Fortgange der Verhandlungen den Gewählten ziemlich peinlich: zudringliche Anwälte und andere böse Menschen kamen allerhand Fragen, deren eblliche Beantwortung nicht so ganz einfach schien. Da aber zeigte Er sich in der ganzen unerschütterlichen Größe und Pracht seiner Pose. Kindlich flötend schwabte der demutswolle Gang seines Organes zum Gegenübersteher hin und weil er nun doch einmal im Schuß war mit seiner an der Rede weise des Shakespeare'schen Caesar geschulten imponanten Rhetorik, so

bereitete er gleich auch mit einer pompösen Geste dem ganzen Prozesse ein unerwartetes Ende. Jeder Zoll ein antiker Imperator mit ehren Monimentalfallen und den redgewaltigen Mimen-Mund und mit der Frierlichkeit eines Pontifex maximus beschwörend die Rechte gem Himmel reckend, tief er drohend: „Lasset uns doch inne werden, daß in dieser ersten Stunde über unseren Häupten der Aar von Wittelsbach schwebt, der Genius unseres durchlauchtsten, allgeliebten Herrscherhauses, dessen herrliches Kunst-Erbe heute meinen armen Händen anvertraut ist! Lasset uns alle doch einig sein in dem Bewußtsein, daß diesem hehren Erbe kein Schaden geschehen darf! Blicken wir auf zu der hochherwürdigsten aller königlichen Herrschergefallen, zu dem erhabenen Haupte meines all-gnädigsten Herrn, des uns allen teuren Prinzregenten, und geloben wir, statt in schänder, welcher Geldgier um erbärmliche materielle Dinge zu seilichen, geloben wir uns echt deutschen Herzen Treue dem Aar von Wittelsbach...“

Da geschah's, daß ein ehrsüchtiger Rechtsanwalt mit satarkistischem Tonfalle einen Zwischenruf machte: „Löwe! Nicht Aar! Der Adler ist preiswürdig! Der Löwe ist das bayerische Wappentier!“ — Unvergesslich die kaum merkbare Imperatoren-Geste, unvergesslich der Jupiterblick, mit dem Possart sich diesem Geschehnis zuwendete, nur einen Nu lang, um dann unerschütterlich weiterzudonnern: „Ja, der Eul! Nicht domernd: „Ja, der Flügel-Len von Wittelsbach! Er schwebt in dieser Stunde über unseren Häupten, zu ihm erheben wir unsere Herzen usw. usw.“ Und satarkistischer gelang es inzwischen dem humorvollen Herrschenden, der wohl längst den Eindruck hatte, daß der ganze Prozess nur eine Ausgeburt der Redhammelle der bei Possarts Propaganda-Aufträgen sich übergebenden fühlenden Literaten war, mit den Vertretern der Parteien einen Vergleich zu vereinbaren — und die ganze peinliche Sache war zu allgemeiner Verblüfftheit und Heiterkeit aus der Welt!

Und also dann wirklich der große Tag herankam, wo das nach seinem „Allergnädigsten Höchsten Herrn“ genannte Prinzregenten-Theater eröffnet und geweiht werden sollte, da steigerte sich dieser geniale Possart geradezu noch über sich selbst hinaus. Nur ein Vorkommnis, das mit Max Littmann, der vor kurzem verschiedene Erbauer des Hauses, selbst erzählte hat, mit dem Anfügen: „Ich habe, weil ich nach Possart auch eine Auszeichnung in Empfang nehmen sollte, unmittelbar daneben gestanden, sonst würde ich's selbst nicht glauben!“ Es war in den Hallen des neuen Festspiel-Hauses ein Thron mit Baldachin errichtet worden, auf dem der Prinzregent sich während des Weibhaltens, umgeben von seinem Hofstaate, niederließ. Auf dem davor gebreiteten Teppich hielt Possart in voller Gala und fast erdrückt unter der Überlast unzerstörtredender Wagners seine Ansprüche, nach deren Beendigung er auf den Stufen niederhielt, um „aus den erhabenen Händen seines königlichen Herrn“ die ihm zugedachte hohe Auszeichnung entgegenzunehmen. Und da geschah es — das Ganze wirkte wie eine Generalprobe zu einer Shakespeare'schen Königs-Leagodie — da geschah es, daß Possart nicht nur einen Kuß auf die Hand des Regenten hauchte, sondern zugleich auch aus dem einen Augwinkel zwei dort angasammelte und für diesen „hehren Augenblick“ bereitgehaltenen Tränen tropfen ließ: „Zwei Tränen, naßte Tränen!“ beteuerte Littmann. — Obgleich es von Possart bekannt, daß ihm, dank seinem absoluten Schauspielertum, die Träne jederzeit zu Gebote stand, wenn es der satarkische Zweck, den er verfolgte, oder die Rolle forderte, die er gerade spielte — hinter der Kampe wie vor derselben im „gewöhnlichen“ Leben. Er war darin das vollkommene Gegenbild zu dem „Schauspieler“ im „Hamlet“, der



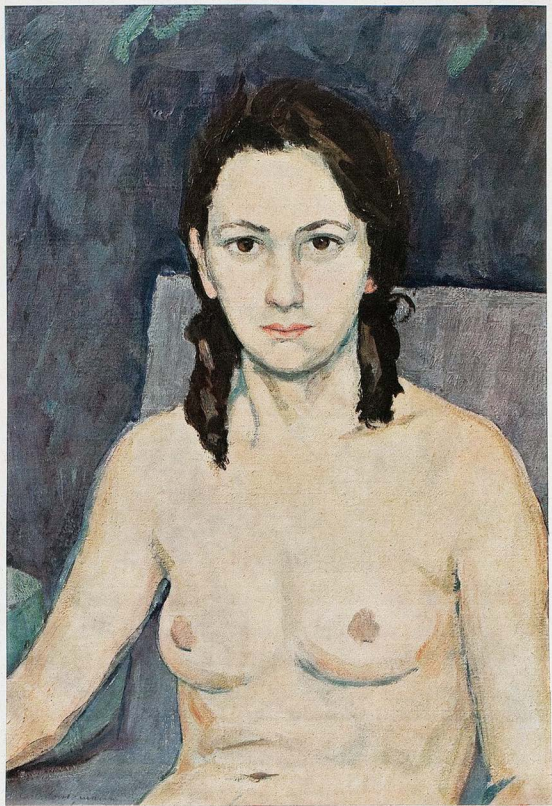
Im Kanal

F. E. Nachbauer

auf Befehl sich sofort so ganz in den tragischen Tod der Hektuba hinein-
zuschauenspielen vermag, daß er um Hektuba Tränen vergießen kann.

Auch mir passierte es damals öfter, daß E. v. P. mich telephonischer
Anrede huldvollst würdigte, denn ich berichtete über das in jenen Tagen
sich so lebhaft entwickelnde Münchener Kunst- und Geistesleben an
einige der verbreitetsten und international einflussreichsten Zeitungen: Da
ich in diesen Berichten Postarts zweifellos große Verdienste als Geistes-
Organisator rückhaltlos anerkannte, ja geradezu für die Geistes-Dee-
warb, so hatte ich mir einerseits seine besondere Gunst erworben, ander-
seits aber auch war ich Gegenstand seines unaussprechlichen Kummers, weil
ich nicht verschweigen konnte, daß er seinem Ehrgeiz als Wagner-
Monumental-Regisseur das kurz vorher noch auf sehr hoher Stufe
stehende Schauspiel in der bedrohlichsten Weise zum Opfer gebracht
hätte. So verging denn keine Schauspiel-Premiere, bei der sich den
Kritiker nicht das Sinken des Niveaus geradezu aufdrängte, und daß
nicht am übernächsten Tage das melodisch-wehmütige „Hier E. v. P.“
in mein Hörrohr schalmet hätte: „Sie tun mir unrecht, teurer
Freund! Sie richten mich zu Grunde! Was habe ich Ihnen denn getan?
Haben Sie Gebahren mit einem armen, sündigen Menschen, teurer
Freund!“ — Die „teurer Freund“ — die Palette unserer farbreichen
Sprache hat nicht genug Nuancen, um auch nur anzudeuten, was alles
in diesen leutjelajstüßen und doch auch oft schmerzhaft-bitteren Flötenton
an Erzwingungen und Empfindungen bebt, rehten und unedeten, wirklich
empfundnen und nur komödiantenhaft vorgetauschten! Gelegenheit war
wohl jeder Mensch einmal sein „teurer Freund“ — wenn er ihn nämlich
braucht; sonst war er von unmaßnahmlcher Heiße in Überschen je-
licher Kreatur. Und das alles ganz naiv, kindersinnlich wie eben ein
echter Schauspieler, der gar nicht begreifen kann, wie man sich über ihn
ärgern möchte, wenn er einen heute überhört, während er einen gestern
noch unmissverständlich und unworben hatte: das richtet sich doch alles nach
der Rolle, die er gerade spielt im Leben, und die eben gestern manchmal

eine ganz andere war, als sie heute ist. Jedenfalls war's bei Postart
so, und man nahm's ihm daher auch nicht übel. Er war eben der letzte
große Komödiant; groß darin, daß er's ganz und gar war
bis in die letzte Faser seines Wesens, bis in die Intimitäten seines
menschlichen und bürgerlichen Daseins, und daß er's mit einer bei-
spiellosen Könnerschaft in der Beherrschung aller Organe
und Mittel war; Komödiant aber darin vor allem, daß er nichts
mehr tun, nichts mehr reden, nichts mehr denken, ja nichts mehr emp-
finden konnte, ohne sich vor den Publikum zu fühlen, ohne —
wenigstens in der Phantasie — damit Eindruck auf ein Publikum
machen, Erfolge, rauschende Erfolge erzielen zu wollen. Wir, die wir
damals die „junge Generation“ waren, haben ihn deshalb belächelt,
ja vielfach verspottet und mitunter sogar mißachtet; unser, an Jüben
geschultes Verlangen nach absoluter Aufrichtigkeit und unbarmherzigen
Wahrhaftigkeit, unser Abscheu vor jeder Art von Pose lag uns ganz
vernehmen, daß dieser absoluteste aller Posiere in seiner Art eben doch
auch aufrichtig und wahrheitsmütig gewesen war; nämlich eben darin,
daß er bis zum Äußersten sich ganz unverstellt als das gab, was er
von Grund seines Wesens aus gewesen war: als Posier! Und dann:
daß er es mit einer niemals und von niemand überbotenen Virtuosität
und Schlagkraft war! Und endlich: daß er als solcher, als in seiner
Art genialer Posier und Komödiant der Letzte seines Ge-
schlechtes, der letzte Große einer untergegangenen
Theater-Epoche war. Was bei anderen „Lägen“ gewesen wäre,
das war bei ihm in seiner „höheren Sphäre“ durchaus nicht unwahr;
es war eben Ausfluß seiner Pose, geborent mit zu seiner „Rolle“ und
entsprechend, wenn man's psychologisch tiefer ergründete, dieser seiner Pose
mit einer ganz prägnanten Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit. Er konnte nicht
andere: wenn er sich selbst treu, wenn er gegen sich selbst ehelich sein
wollte, mußte er auch „im täglichen Leben“ immer eine Rolle spielen
und alles, was er sagte und tat, war dann eben auf diese Rolle und
nicht auf Realitäten des äußeren Lebens abgestimmt. Das muß man



sich gegenwärtig halten, wenn man die unzähligen Anekdoten richtig verstehen und genießen will, die von E. v. P. noch heute umgehen, und von denen ich jetzt einige erzählen will, die ich teils selbst mit ihm erlebt, teils aus dem Munde mit ihm zusammen wölkender Persönlichkeiten erfahren habe.

Es war es z. B. ganz unmöglich, über seine konfessionelle Zugehörigkeit ins Klare zu kommen. Seine Pöse war, je nach der Rolle, die er gerade spielte, bald „protestantisch“, bald „katholisch“, bald „jüdisch“. Einmal traf ich ihn, als er gerade eine vernünftige Zeitung mit ganzemlos höchstbescheidenen Berücksichtigung in den Papierkorb warf: „Diese Presse-Banden! Sie unterstreichen sich, mich einen Juden zu schimpfen! Mich, den glaubwürdigen Sohn einer ehrenwerten, hochachtbaren, preussischen Pastorenfamilie! Es ist unerhört!“ Und dabei stand er vor seinem Schreibstisch und presste ein Buch an seinen hochgeschwellten Rücken: ganz in der Pose des Luther auf dem Wormser Luther-Denkmal: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ — Nicht gar so lange darnach aber geschah es im gleichen Zimmer, daß er sich heftig über die Wühlblätter bekehrte, die ihn als heuchlerischen „Geizhals“ verurteilten, weil er mit „deutem Geste“ vor den mächtigen Prälaten des bayerischen Zentrums triebe und den Grönmüller maltere, um bei diesen eine nachsichtige Beurteilung seiner immer bedenklicher werdenden Defizit-Wirtschaft zu erzielen: „Welche Nachsichtigkeit, teuer Freund! Welche Verfühl! Welche Schandmühseligkeit! Mich heißen sie einen katholisierenden Mörder, einen Jesuiten, einen Pfaffenknecht, mich, den freigeistigen Juden, mich, den Rasse- und Gesinnungsgenossen eines Böcne und Heine! Mich, dessen jüdisch-scharfer Intellekt von Natur immum ist gegen alle Dunkel-männerei!“ — Und dann saß er da, ganz „Rabbi Eidel“, was eine seiner glänzendsten Rollen war, und maßvoll und gestikuliert „mit die Hand“ mit solcher Virtuosität, daß man sich unmöglichlich Kaufen und Schlagenlocken dazudenken mußte. — Schließlich aber blieb er doch hauptsächlich beim Katholizismus — in seiner Pöse nämlich, ob auch als Mensch, weiß ich nicht — weil eben in Bayern die Klerikalen nun einmal am meisten zu sagen hatten und, wenn sie wollten, ihn in seiner Rolle als Bühnen-Imperator böse Hemmnisse in den Weg legen konnten. Um sie, namentlich die Zentrums-Prälaten des Landtages, für sich einzunehmen, leistete er sich wirklich Unglaubliches, denn die Bau-Unterhaltungs-Pflicht der Hoftheater lag beim Etaat, und so hatten denn auch in diesen Punkte die Zentrums-Prälaten das entscheidende Wort, namentlich als es sich einmal darum drehte, daß der Landtag eine in die Hunderttausende gehende Vorlage bewilligen sollte zum Einbau einer modernen Bühnen-Einrichtung. Als daher bei einem großen Empfang beim Ministerpräsidenten eine Gruppe hoher geistlicher Abgeordneter in seiner Nähe stand, benutzte er das, um mit dem vollen Glockenklange seines sonoren Deganes folgendemmaßen in eine Unterhaltung über Schlaflosigkeit einzugreifen: „Schlaflosigkeit, meine hochverehrten Herren? — So etwas kenne ich nicht! Ich bin daran wie ein schuldlos freier: ich schlafe immer schon nach dem dritten Vaterunser ein.“ — Damals — so berichtete man mir — war auch der Theater-Freizeur, der jeden Morgen in seine Wohnung kam, um ihn zu kassieren, angewiesen worden, in Betreff der ihmigen Grömmigkeit seines hohen Oberrates folgende, täglich sich wiederholende Szene — mindestens nicht ängstlich gehern zu halten: Der Freizeur klopfte an die Tür des Ankleide-zimmers. — Keine Antwort. — Er klopfte abermals. — Keine Antwort. — Er klopfte zum dritten Male. — Noch keine Antwort. — Der Freizeur öffnete leise die Tür und aukt durch den Spalt: welch ein Anblick! Da liegt der Gewaltige in violetten Sammetalarbeit — d. h. Schlafrock — auf den Knien vor einem mächtigen Kreuzfig, das eigens zu diesem Zwecke aus dem Dekorations-Fundus des Theaters in die Villa verbracht worden war, die Hände in brünstigen Gebete gefaltet und mit dem andachtsvoll nach oben gerichtet — regungslos. — Nach einer Weile läßt der Freizeur ein leises Geräusch vernehmen. Das mächtige Haupt des Bäckers wendet sich langsam nach ihm hin, sein Auge leuchtet in mild abweichendem Glanze und seine Lippen fließen geistesabwesend und zart, aber mit raketer Sprechelut: „Was wollen Sie? — Lassen Sie mich allein mit meinem Gott!“ — Und dann setzte er sich zum Kaffern vor den Spiegel.

Daß eine solch bewunderlich kirchliche Gesinnung schließlich auch ihren Lohn finden mußte, ist selbstverständlich: das Zentrum hat die Viertel-million für die neue Bühnen-Konstruktion bewilligt. — Am meisten

gewünscht wurde aber wohl über seine Schwäche für Diden und Titel, obwohl dieser Juge eigentlich zu seiner Eigenart mit dazu gehörte und gar nicht hätte fehlen dürfen. Ich selbst erlebte folgendes mit ihm: Ich kam einmal auf der Durchreise nach Darmstadt, wo er gerade in mehrere Abende unaußerordentlich absolvierte. Ich begabete zu fällig dem mit wohlbestimmten Sekretär der Hoftheater-Direktion und sagte: „Nun, Sie haben ja Pösiart hier?“ — Der Sekretär lachte: „Jawohl, endlich! Seit Monaten quälte er uns mit Anträgen: er will den Ludwigs-Orden haben, weil er die in gleichen Range stehen den Diden aller anderen deutschen Fürsten schon besitzt; da wir aber mit Pösiarten längst eingedeckt waren und auch kein Geld überflüssig haben, lehnten wir immer ab. Schließlich bot er sich an, an drei Abenden umsonst zu gastieren, wenn er nur den Ludwigs-Orden bekäme.“ — Anderen Tages stöße ich in der Halle des Hotels auf den Allgemaligen, als er gerade im Wagen von der Audienz beim Großherzoge zurückkommt: in großer Parade-Gala, mit Etwauffeder-Hut, Degem, goldbordierten Feinleibern und einem goldbesetzten Frack, dessen Stoff unter unzähligen Ordensketten verschwindet — ansehnlich wie ein hoher „Ambassadur“. — Schließlich, in mir einen Bekannten zu treffen, dessen Anwesenheit ihm Anlaß gibt, das einguom in Ebe-furcht erschauende „Volk“ der Hotelgäste und Angestellten seinen Leinwand nehmen zu lassen, streckt er mir beide Hände entgegen: „Welche Überraschung! Denken Sie doch: mein allergeringster Gönner, der Großherzog hat mich Abnennungslöwen leben ganz spontan mit dem Ludwigs-Orden beglückt! Welch ungeahnte, königliche Ehreung!“

Um endlich auch auf dem Gebiet des von ihm so arg vernachlässigten Schauspielers etwas zu leisten, hatte Pösiart Goethes „Faust“, und zwar dessen ersten und zweiten Teil zu einem endlosen Theater-Abend zusammengezogen und mit Musik einstudiert. Allein seine Interfesslosigkeit für alles, was nicht Wagner-Festspiel war, ließ nur eine ziemlich mangelhafte Aufführung zustandekommen. Es gab bei der Premiere peinliche Stöckungen und Schwankungen und endlich passierte es sogar, daß der Darsteller des Faust, Wilhelm Schneider, in einer Szene der klassischen Walpurgisnacht, die weit weg vom Couffleur spielte, das Gedächtnis verlor. Da es dunkel auf der Bühne war, merkte kein Mensch, wie Pösiart, der selbst als Mephisto auf der Szene stand, sofort auch die Besse der Faust-Partie mißsprach unter täuschender Nachahmung des Deganes Schneiders, bis dieser sich wieder zurechtgefunden hatte.

Nicht lange darnach starb Wilhelm Schneider. Am Tage darauf geht ein gemeinshaftlicher Bekannter, ohne etwas von dem Ableben dieses hervorragenden Darstellers zu wissen, durch die Maximilianstraße und trifft auf Pösiart: „Nun, wie geht's, Herr Generalintendant?“ — Pösiarte Jüge werden zur tragischen Mäule und eine Grabesstimme tönt wehklagend daraus hervor: „Ich bin untröstlich! Mein Schneider ist gestorben!“ — „Na, da müssen Sie halt jetzt bei einem anderen Schneider arbeiten lassen.“ — „Ach, Sie verstehen mich falsch: unser Schneider ist gestorben!“ — „So, ich habe gar nicht gewußt, daß wir beide denselben Schneider hatten.“ — „Ach nein! Unselbst! Sie begreifen immer noch nicht: unser großer, einiger Wilhelm Schneider ist nicht mehr!“ — Ein endermal war eine der königlichen Familie nahe verwandte alte Herzogin gestorben und ein tödlicher Zufall wollte, daß deren Beisung auf einen Tag festgesetzt wurde, an welchem Pösiart einen zu höchsten Preisen schon völlig ausverkauften „Teufel“ im Spiel-plane hatte. Sofort setzte er als Hebel in Bewegung, um eine Verlegung der Beisungs-Festlichkeiten beim Theaterbühnenfest zu erzielen. Vergebens! — Tief zerknirsch greift Pösiart nach dem Fernsprecher, läßt sich mit seinem Kaffeevorstand verbinden und beschneidet mit wehklagender Stimme: „Wie müssen den Tristen absagen und die Karten gegen bar zurücknehmen, mein lieber Kaiser! Ihre königliche Hoheit halten sich nicht länger.“ —

Als dann der „Teufel“ wieder einmal in Ebe-Beisung auf dem Repertoire erschien, meldete sich eigens der Großherzog von Hessen dazu an, von dessen Huld E. v. P., wie schon erwähnt, damals den sehr dekorativen Ludwigs-Orden erhoffte. Der Großherzog machte aber zur Bedingung, daß die Aufführung auch wirklich in der angekündigten selten erstklassigen Beisung vonstatten ginge. Da war es denn für Pösiart ein freichmetternder Schlag, als der große Tenor, der die Titelpartie singen sollte — ich weiß nicht mehr, war es Heinrich Knote



Zuschauer

Josef Hegenbarth

oder ein anderer —, plötzlich wegen einer leichten Erkältung absagte. Pospart wandt ans Telefon: Ganz gebrachter Heldengreis, etwa wie der alte Pyramus dem Achilles naht, um kniefällig die Herausgabe der Leiche Hector's zu ersuchen. Aber der Tenor ist unerbittlich. Es fällt ihm gar nicht ein, wegen dem Großherzog seine Stimme zu ruinieren. E. v. P. bietet ihm mit wechselnden Tönen 300 Mark Extrazulage an; dann 500, dann 750, dann 1000 Mark! Na, das war nun allerdings ein großes Wort! Knute — oder wer der Tenor war — erklärte: für die 1000 Mark extra wird er singen. Und er sang wirklich. Als er aber am nächsten Morgen und Spielhonorear in Empfang nahm, mußte er zu seinem Erschrecken feststellen, daß die 1000 Mark Extra-Honorear nicht mit angewiesen waren. Eine unerhörte Schlamerei, wo nichts Schlimmeres aequo bono, stümt der temperamentsvolle Sänger alsobald wutentbrannt in die Gemächer des Intendanten. Dieser aber, mit seinem sonnigsten Unschuldslächeln auf den Lippen, will von nichts dergleichen wissen. Fassungsgelos vor Enttäuschung bricht der Sänger in den drohenden Auf aus: „Aber Sie haben mir doch selbst gesagt: 1000 Mark Extra-Honorear für den Abend! Sie selbst, Herr Intendant, haben es gesagt!“ — „Co, so“, erwidert E. v. P. mit entwerfender Gelassenheit: „Co, so, habe ich das gesagt? — Dann habe ich zum erstenmal in meinem Leben gelogen.“

Was übrigens das Geduldet-Werden betrifft, so meinte man allgemein, daß das wohl nun dem Gipfel Pospartischer Monumental-Vorle bedeuten und ihn einigermaßen saturiert haben dürfte. Allein sein alter Freund Roudard Deher, der berühmte Komiker, der die Unerblichkeit Pospartischen Ehrgeizes aus manchen Erfahrungen kannte, sagte gleich: „Keine Spur, daß er damit genug hätte! Paßt's auf: der laßt net aus, bis er — Königin-Mutter is.“ — Und richtig, kaum daß er das getränte „v.“ vor sein bürgerliches „P.“ setzen durfte, war auch schon deutlich zu spüren, wie er aus Leibestäften auf die „Ergellenz“

hinsteuerte. Damit sollte es nun aber allerdings nichts meße werden. Wie mir König Ludwig III. später selbst erzählte, war er, damals noch Thronfolger, es selbst gewesen, der bei seinem Vater, dem hochbetagten Prinzregenten Luitpold, mit aller Entschiedenheit darauf bestanden hatte, daß der für die königliche Zwillinge geradezu ruinöse Wirtschaft Pospart's ein sofortiges Ende gesetzt werde. Und Er „ging“ — aber wie! Ein Napoleon, der, in tiefsten tragischen Gram verfunken, nach St. Helena in die Verbannung zieht, bis zuletzt sich selbst treu als der letzte große Komödiant!

Dämmerung

Nun woll'n wir leise um das Wunder
kreisen:
Der Tag zerbricht und sammelt sich im All,
Wie eines Tropfens zeitenloser Fall,
Um den die unbekannten Kräfte reisen.

Und alles licht in diesem Lichte aus:
Der Glanz der Abende, die dunkel sterben,
Wie Menschen hingehn in das leere Haus
Und setzen ihren Schatten ein zum Erben.

Nun woll'n wir leise mit hinüberschwinden.
Die Wolken bleichen träge überm Land,
Der Abend kommt und gibt uns seine Hand,
In der wir ruhend uns geborgen finden.

Eise Rützel



Aus dem Bayerischen Wald

Reinhold Koepfel

A N E K D O T E N

Da gibt es keinen Widerstand

Die Überredungskunst englischer Versicherungsgagenten ist bekannt, und Clouds, nicht wahr, versichert alles...

Neulich kam ein Agent nach Miedelberg und machte Mister Porridge klar, daß im Falle eines Übersessens sein Entschluß äußerst gefährdet sei. Denn die Feuerwerke würden den Leich auspumpen.

Porridge lehnte ab, er kämpfte wie ein Löwe, mit dem Erfolg, daß der Entschluß nach einer halben Stunde versichert war.

Abends saß Porridge in der „Old Blackberry Inn“, als der Agent eintrat.

„Oh, mein Gott!“ stöhnte Porridge, „heute kommt er, um meine Fische gegen Erlaufen zu versichern!“

Nahm Hut und Stock und ging hinaus in Nacht und Nebel.

Nix zu machen

Die Mädchen haben es nicht leicht, wenn sie es mit Säbel oder Knarre den Männern gleichtun wollen.

Auf dem Marktplatz zu Bartenstein in Ostpreußen steht ein Denkmal jener heldenmütigen Ferdinand von Schmettau, die sich in den Freiheitskriegen die langen braunen Locken kurz schneiden ließ und als Bub verkleidet mit in die Schlacht zog...

Dieser Tage kam aus Tennessee (USA) ein Brief an den Bürgermeister von Bartenstein: er möchte doch so freundlich sein und eine Original-Photo-Ansichtskarte von dem Denkmal jenes berühmten Mädchens schicken, das in Europa den Babeltopf freisetzt hätte.

Es gibt kein Hindernis

Not leidet gewöhnliche Leute beten, Industrielle aber neue Werkstoffe erfinden.

Italien hat Mangel an Wolle, aber Überfluß an Magermilch. Was war die Folge? Vorige Woche haben Erfinder aus Turin dem Duce die ersten Anzugstoffe aus Magermilch vorgelegt, und siehe, sie waren gut.

Es tobten aber gerade in jenen Tagen über Italien die Einbeide arktischer Kallustmassen, und einer der prüfenden Sachverständigen fragte: „Werden die Anzüge aus Magermilch auch bei kälteren Wetter ausseichend sein?“

„Nah, was das!“ riefen die Erfinder, „da nehmen wir eben diese Milch!“

Im Fernseh-Studio

In Moskau haben sie ein Fernseh-Studio eingerichtet, das der Propaganda angegliedert ist.

Die Scheinwerfer, die fürs Fernsehen nötig sind, machen nicht nur hell, sondern auch heiß. Als nun kürzlich eine Symphonie gesandt wurde, herrschte eine derartige Temperatur, daß sich an den Seiten und Gellös die Hölzer bogen. Das Konzert mußte unterbrochen werden, und es folgte ein Propagandavortrag über das „Paradies der Gewichte“. „Nah auf, Genosse Pjulkow“, sprach der Geiger zum Cellisten, während sie ihre hölzernen Schnörkel und Krangel zusammenkrachten, „bei der nächsten Sendung werden sich die Balken biegen.“

ERICH WILKE †

(Ein Bild des Verstorbenen von Professor Ernst Liebermann bringen wir auf der letzten Seite dieser Nummer)

Das große linksche Kind, das noch im Alter von 57 Jahren Brieftaschen, Zeichnungen und Hausschlüssel verlor, das verträumt wie ein Dreizehnjähriger in die Welt staunen konnte, den Telefonhörer mit erstaunlicher Sicherheit verkehrt in die Hand nahm und über den günstigen Ausgang eines Fußballwettspiels in Ekstase geriet ... dieser lebenswürdige Bär mit dem gütigen Herzen, unser Erich Wilke, ist am Donnerstag, den 30. April, überaus plötzlich gestorben. Die „Jugend“, deren Redaktionsstab er nahezu achtunddreißig Jahre lang angehörte, für die er Blätter zeichnete, deren Zahl in die Tausende geht, steht trauernd vor dem Grab dieses Mannes, in dessen Brust keine schlimme Regung Raum hatte, der treu und allen Fahrnissen zum Trotz zur Sache stand, niemals forderte und immer zur Stelle war, wenn es galt, durch Einsatz der künstlerischen Persönlichkeit einer schwierigen Situation Herr zu werden. An die „Jugend“ kam Erich Wilke durch seinen genialen Bruder Rudolf, jenem grandiosen Zeichner, dem wohl nur Frankreich in der Person Toulouse-Lautrec einen gleichwertigen gegenüberzustellen hat. Georg Hirth, scharf wie ein Schießhund auf alle neuen Talente, ließ sich die beiden Köpfer nicht entgehen und als Rudolf auschied, trat Erich vertragsmäßig in den Dienst des Blattes, dessen Erscheinen die ganze deutsche Publizistik revolutionierte und das jahrzehntelang an der Spitze aller periodischen Zeitschriften marschierte. Das karikaturistische Element hatte plötzlich eine Heimstätte gefunden. Was vorher nur in der Tendenz sich bekundete, ohne daß die künstlerische Qualität der Karikatur einer ernsthaften Kritik standgehalten hätte, erlebte nun in Blättern wie „Simplizissimus“ und „Jugend“ seine siegreiche Auferstehung als Kunstwerk. Das in Frankreich längst Heimische drang über den Rhein in das schwerblättrige Deutschland, lockerte dort die starren Fesseln der Konvention und belebte jene schöne und fruchtbare Periode, da die zivilisatorische Entwicklung noch Schritt hielt mit der kulturellen, durch den Geist der freien Satire, die manchmal bitter scharf, ja, tödlich sein konnte, aber auch immer der Ausdruck höchsten künstlerischen Wollens war. Daß in einer solchen, vom esprit der Franzosen durchwürzten Atmosphäre ein so reiches Talent, wie Erich Wilke, rasch Fuß

fassen mußte, versteht sich wohl von selbst. Aber nicht diese Tatsache allein ist entscheidend für die Betrachtung der künstlerischen Person Wilkes, wichtiger, weil vorbildlich, ist der Umstand, daß der deutsche Karikaturist trotz aller französischen Anregungen dem Geiste der Heimat niemals untreu wurde, daß sein niederdeutsches Blut nicht in die Wallung des Parisers geriet, daß er es fertig brachte, eine deutsche Form der Satire und Karikatur zu schaffen, die ihn weit über die Grenzen des Landes, ja über die Europas hinaus bekannt und berühmt machte. Wollte man das Lebenswerk dieses Mannes zusammenfassen, müßte man Bände füllen. Ein schier unglaublicher Tätigkeitsdrang wohnte in ihm, ohne daß die begnadete Hand jemals danebengegriffen oder sich im Herkömmlichen verloren hätte. Ein Graphiker par excellence, begabt mit der Sicherheit des primären Strichs, konnte er sozusagen vom Blatt weg zeichnen. Unterstützt von einer nie trügenden Beobachtungsgabe, schuf er in seinen Karikaturen einen kulturhistorischen Querschnitt durch das Leben aller Gesellschaftsschichten. Seine kindliche Seele bewahrte ihn vor Exzessen und seine tief innerliche Liebe zur Heimat, zum Deutschland nährte die Wurzeln seiner erstaunlichen Kraft.

Nun, da er tot ist, möchte man immer und immer plaudern von diesem Menschen, möchte den Sack seiner trefflichen Anekdoten ein wenig lüften und sich all der köstlichen Stunden erinnern, die man mit dem Freund Erich Wilke verbringen durfte. Ein gerader und ehrlicher Künstler steht er vor uns, gütig und hilfsbereit, humorvoll und weise, kindhaft und klug, ein Mensch ohne Tadel mit einem weichen und gläubigen Herz. Es hat ihm treu gedient dieses Herz, hat seinen Gesichten und Bildern den Adel der Menschlichkeit verliehen, bis es krank und müde zersprang, ein kostbares Gefäß übertoll von den Visionen der Schöpfung, den Freuden und Schmerzen des Lebens.

Schlafe wohl, Erich Wilke, erfreue den lieben Gott, den Du so oft gezeichnet hast mit Deinem goldenen Frohsinn und sei gewiß, daß wir, die Dich kannten und liebten, Dich niemals vergessen werden.

Arnold Weiß-Rüthel

Sterbender Kentaure

Von Rudolf Krentzer

Ermattet liegt, den Todespfeil im Hals,
Der Tierleib mit dem Menschengesicht,
Umkränzt vom Glanz des letzten Sonnenstrahls,
Der in den Abend seine Rosen flieht.

Rief ihn sein Gott, daß er das Antlitz hebt,
Das bartumwallte, nach den Pinienwäldern,
Darüber hoch der Flug des Kranichs schwebt?
Der Wind wogt trunken in den Weizenfeldern.

Er riecht den Duft und sieht die Hügel stehen,
Die weinumlauben, und der Wiesen Samt.
Noch einmal hört er leis die Quellen gehen
Im Schoß der Erde, dem auch er entstammt.

Die Sonne sinkt und fern hebt Selinunth
Die goldenen Türme in die Purpurglut.
Verröckelnd fällt sein Haupt und aus dem Mund
Tropft schwarz und dampfend das Kentaurenblut.

AM GOLF VON NEAPEL

Gehtillt ist all mein Leid, still lieg' ich wie im Traum.
Ja Schlummer sank mein Glück. Nun will die Seele schlafen,
So wie im Sonnenlicht die Schiffe drauß' im Hafen.
Nur heise spielt am Strand der blauen Welle Schaum.

Vergessen ist, was war, versunken Zeit und Raum.
Seidern nur Duft und Glanz die trunkenen Augen trafen,
Ist all mein Drang, einm Klang in mir eingeschlafen.
Ja sanfter Schlummer selbst raucht über mir der Baum.

Gern hebt im Ätherblau ein Vogel seine Schwingen,
Schon hör' ich leif' die Nereiden singen,
Die Welle spielt und stürzt, das Auge sieht es kaum.

Auf blauer Wogen kaum seh' ich Tritonen reiten.
Die Welle flieht, um ihnen zu entgleiten,
Und selig sterbend küßt sie noch des Ufers Saum.

Erich von Beckerath



Die Wolke

v. Riedemann phot.



Die Brücke

Karl Freytag

ZWISCHENFALL IM LIFT

VON WILHELM WELDIN

Als Topsy Temple in den Lift einstieg, ahnte er, daß sich etwas Unerwartetes ereignen würde. Er hatte stets dunkle Vorstellungen bezüglich des Lifts, denn seit er den Lift einmal einen verdammten alten Kasten genannt hatte, war zwischen ihnen eine Abneigung entstanden, die schlicht auf Gegenseitigkeit beruhte. Entweder verlor sich der Liftschlüssel in einer entlegenen Westentasche, wo Topsy ihn nicht vermutete, oder der Portier war nicht zu finden, oder fremde Leute wurden mit ihm zusammen gestopft, oder es konnte auch geschehen, daß der Lift es überhaupt ablehnte, ihn zu befördern und einfach nicht funktionierte.

Und richtig, kaum hatte Topsy auf dem mit Plüsch überzogenen Polsterstuhl Platz genommen, als die rote Nase des Portiers im Rahmen der Schiebetür auftauchte.

„Da ist eine Dame, die es eilig hat“, bellte

der Portier. „Sie haben doch nichts dagegen, daß sie mitfährt, Mr. Temple?“

Eine rhetorische Frage, denn im nächsten Augenblick stieg ein Mädchen in einem eng sitzenden blauen Kostüm ein, das die nächste Etage zu Jean Harlow darstellte, die je erreicht wurde. Es nichte kurz und nahm in dem entferntesten Winkel des Lifts Platz, ein menschlicher Eisberg. Die Schiebetür klappte zu und der Lift begann seine Reise himmelwärts.

Nun war Topsy zwar sie und endgültig verlobt, aber man sieht schließlich nicht jeden Tag mit einer Inkarnation von Jean Harlow in einem Lift beisammen.

„Fahren Sie auch in den vierten Stock?“ fragte er leutselig.

„Natürlich!“ antwortete das Mädchen betont, als wollte es sagen: „Glauben Sie, daß

ich mich sonst Ihrer verächtlichen Gegenwart ausgesetzt hätte?“

„Ahl!“ murmelte Topsy.

Mit einem höhnischen Knacks passierte der Lift das zweite Stockwerk und stieg jurend weiter. Das Mädchen betrachtete die Spitzen seiner Eidechsenstühle in einer Art, die die Jumentemperatur des Lifts um mehrere Grad zum Sinken brachte. Das dritte Stockwerk glitt vorbei und dann, plötzlich, blieb der Lift ohne Warnung zwischen dem dritten und vierten Stock stehen.

„Hopla“, sagte Topsy, glücklich, ein neues Gesprächsthema gefunden zu haben. „Der Lift steht!“

(„Hurra!“ jubelte er im tiefsten Herzen. „Outer Lift. Brauer alter Lift!“)

„So, haben Sie das auch schon bemerkt?“

sagte das Mädchen kühl, aber mit einem kleinen, erschrocken Lächeln, das immerhin schon etwas Menschliches hatte.

„Wie werden uns die Zeit vertreiben müssen“, sagte Toppy. „Lieben Sie Kreuzworträtsel?“

„Ich würde an Ihrer Stelle etwas unternehmen.“

Toppy erhob sich gehorzaam, blies seine Lungen aus und schrie:

„S.O.S.! Hallo! S.O.S.!“

Die Kasse erhoben an deren Stiegenhaus wieder, aber nichts rührte sich. Toppy suchte seine Tabatiere und setzte sich wieder.

„Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten? Nordpolfahrer empfehlen Rauchen als ein gutes Verbeugungsmittel gegen Vergiftungen.“

„Danke! Aber wie können doch nicht ewig hier hängen.“

„Oh, das kann man nie wissen... alles hängt von Bettes, dem Portier, ab und der ist noch unerschütterlicher als der Lift. Überhaupt kamte ich einen Mann, der Lifts bloß mit einer eisernen Kation Schiffsgezwang in der Tasche besahe.“

(Sie fährt in den vierten Stock, dachte er dabei. Außer mir wohnte dort nur Cecil Weatherby, der glatte, geschmiedete Rechtsanwalt. Offenbar ist sie mit ihm verlobt oder befreundet. Verdammst sei Cecil Weatherby!)

„Sie scheinen hier zu wohnen“, bemerkte das Mädchen. „Vielleicht kenne ich Sie dem Namen nach?“

„Ich heiße Temple“, sagte Toppy, mit einer kleinen Verbeugung. „Entschuldigen Sie, daß ich mich nicht vorgestellt habe.“

„Temple...“, sagte das Mädchen. „Das kommt mir bekannt vor. Wie lautet Ihr Vorname?“

„Toppy für meine Freunde.“

Das Mädchen musterte ihn freundlich interessiert.

„Jedemwie scheint mir das nicht zu Ihnen zu passen. Haben Sie keinen anderen Namen?“

„Priamus“, gestand Toppy. „Aber ich kann nichts dafür.“

„Ich würde Sie Pim nennen“, sagte das Mädchen. „Es paßt besser zu Ihnen.“

Einige Neugierige hatten sich inzwischen im Stiegenhaus angesammelt und glockten durch die Scheiben des Lifts auf Toppy und das Mädchen, als wären sie Fische in einem Aquarium oder exotische Tiere in einem Käfig im Zoo. Ein fetter alter Herr schien zu sagen: „Versuchen Sie es mit einem Stück Zucker! Wenn er es nicht schnappt, nehmen Sie Nüsse.“ Ein kleiner Messengerboy streckte Toppy die Zunge heraus und verschwand wie der Blitz. Jemandem verblüdetes Jodelndem rief: „Stecht der Lift am Ende?“

Jäh in die harte Welt der Tatsachen zurückversetzt, erinnerte sich Toppy, daß Millicent fällig war. Sie hatte sich für fünf zum Tee angelagt und das war der Grund, warum er nun hier zwischen Himmel und Erde baumelte, denn sonst wäre er im Klub geblieben. In diesem Augenblick sah er ihre Gestalt. Es hing von dem Geländer des nächsten Stockwerkes

herunter und Toppy fühlte sich mehr denn je wie eine Giraffe im Käfig.

„Hallo, Millicent!“ rief er.

„Hallo!“ rief Millicents Gesicht, an Toppy vorbei das Harter-Mädchen fixierend, eine kleine dunkle Falte in der Stirn.

„Wer ist das?“ fragte das Mädchen.

„Das ist Millicent“, sagte Toppy.

„Oh“, sagte das Mädchen. „Ich hatte einen Hut wie sie, vor drei Jahren.“

Toppy erblickte die Vision einer roten Nase und vernahm die, Bettes phlognastischen Raß.

„Ich dachte, daß der Lift steck, als er nicht zurückkam. Da muß wohl etwas mit der Liftmaschine nicht in Ordnung sein. Ich werde Sie mit der Handturbel hinaufziehen. Warten Sie noch eine Minute.“

(„Hol dich der Teufel, samt deiner Handturbel!“ sagte Toppy zu sich selbst. „Warum gibt es Handturbeln bei Lifts? Verdammst seien alle Handturbeln!“)

„Da also“, sagte das Mädchen. „Jetzt werden wir bald befreit sein.“

„Ja“, sagte Toppy.

„Ich hoffe, wir werden uns nicht wieder in einem steckengebliebenen Lift treffen.“

„Warum nicht?“ meinte Toppy.

„Das Caboy ist doch komfortabler, nicht wahr?“

„Oh, das Caboy!“ In Toppys Hirn entstand ein Tumult. (Er würde es diesen glatten, geschmiedeten Weatherby schon zeigen! Wenn Sie einmal mit mir im Caboy dinieren — — —)

„Hurra!“ rief das Mädchen.

Der Lift hatte sich mit einem Ruck in Bewegung gesetzt und hielt gleich darauf im vierten Stock. Die Zuschauer warfen einen letzten, desinteressierten Blick auf seine Gelenke, so wie man ganz gewöhnliche Menschen anschaut und nicht Giraffen im Zoo. Inmitten des dröhnenden Davontampelns zahlreicher Füße stand Toppy in einem entzauerten Stiegenhaus.

(Fortsetzung S. 335)

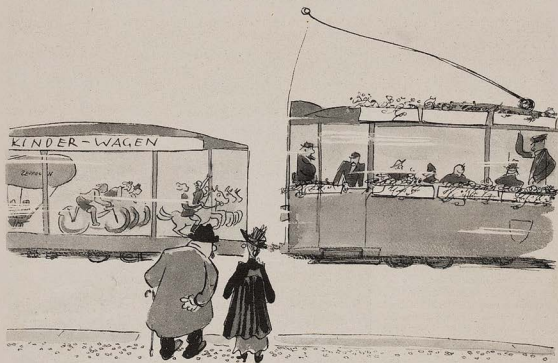


Aus Spanien

Prinzessin Pilar v. Bayern



Eine Miniaturausgabe des Hofbräuhauses empfängt den Fremdling



„Laßt Blumen sprechen“ und „die Kindlein zu uns kommen“

Fremdenverkehr



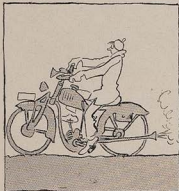
Bei trübem Wetter ermöglicht eine kaschierte Alpenszenerie den Blick in die bayerischen Berge



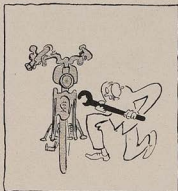
Um den Ruf „Kunststadt“ zu charakterisieren, finden Ausstellungen rechts und links der Bahnstrecken statt

Wunder und Vorteil des Kleinmotorrads

Maçon



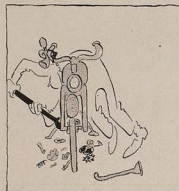
1



2



3



4



5



6

BÜCHER

Lilly Frick: „Farbenshule Torrsen“. Roman, ca. 260 S. Preis in Leinen 3.90 RM. (AGV.-Verlag Dr. Richard Pape, Berlin NW 21, Turmstraße 33.)

Das Buch einer Münchnerin. Man nimmt den netten Band schon gern in die Hand, weil er auf dem Umschlag unsere lieben Frauentürme zeigt. Die Handlung spielt in München und — daher auch der orientalische Bau und die Palmen neben der Frauenkirche — an Bord eines großen deutschen Schiffes. Ein kleiner Beamter, fantasiebegabt, mit Sehnsucht in die Ferne, gewinnt bei der Preisgabe einer illustrierten Zeitung eine Reise und nun taumelt er förmlich hinein in alle diese wundervollen Erlebnisse. Und wir mit. Denn die Verfasserin hat deutlich aus eigenem Erleben heraus und mit großer Schilderungsgabe diese Schiffsreise über Genua, Capri, Spanien, Marokko so anziehend geschildert, daß die Landschaften und Menschen förmlich vor einem aufblühen. — Daneben bringt die „Farbenshule Torrsen“ den Leser in eine ganz neue Umwelt hinein. Hier in München haben wir ja schon von einer solchen Farbenshule gelesen, in Konzerten und am Radio Lili Eberhard über ihre Farbenforschungen sprechen hören und wissen, daß sie einen eigenen Kreis gläubiger Schüler um sich versammelt. Auch die Wissenschaft interessiert sich für diese Lehre von den kosmischen Kräften der Farben und ihren auf Menschenschicksale geheimnisvoll wirkenden Harmonien und Disharmonien. — Die Verfasserin Lilly Frick hat nun diese Farbenlehre als Unterlage zu ihrem Roman benutzt und gerade diese Besonderheit macht das Buch zu etwas Eigenem, das man so schnell nicht wieder vergißt. Hinter den Geschehnissen des Romans ahnt man geheimnisvolle Zusammenhänge, die mit der Harmonielehre der Farben in Verbindung stehen und an denen man im Alltag meist achtlos vorübergeht.

Das Buch steht mitten in der Jetztzeit, ist flott und gewandt geschrieben und führt in unterhaltender Weise eine ganze Reihe verschiedenartiger Menschen am Leser vorüber.

Paula Gura-Ewald,

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2-jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60



Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines vielgewanderten.

112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Keime entstanden, die in ihrer ungünstigsten Form, jedem ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband, besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

(Schwab S. 331)

Das Mädchen, plötzlich wieder kühl, nickte kurz und verschwand in der Richtung von Cecil Meentherps Litz, eine durch einen bösen Zauber in einen menschlichen Eisberg rückverwandelte Inkarnation von Jean Harlow. Toppy verbeugte sich gemessen, wie man sich vor einer widerstehenden jungen Dame verbeugt, mit der man zufällig im gleichen Lift gefahren ist und nicht vor der einen Mädchen, das soeben den verteillichen Vornamen „Pam“ für einen freiert hat.

„Wer war diese auffallende Person?“ fragte Millicent, also sie auf die Wohnungstür zu schritten.

„Keine Ahnung!“ sagte Toppy gestirbt.

Der Gedanke war immerhin tröstlich, daß Elys häufig steckenblieben und vielleicht einmal in seinem künftigen Leben —

„Erlasse, Elys, diese Elys“, sagte Millicent.

„Echtdal!“ sagte Toppy. „Absolut fändal, liebe Millicent!“

Fragen

Mitten in der schönen Frühlingssonne sitzt ein Mann mit einer Angelrute, ruhig und ausdauernd. Alle Ausflügler betrachten ihn, halten ihn für einen stillen Narren und jeder wagt eine Frage an ihn richten zu müssen. Kommt wieder ein Herr auf ihn zu und fragt: „Guten Sie, guter Mann, haben Sie heute schon viel gefangen?“ — „Nun“, entgegnet der andere, „es geht! Sie sind der —“ — „ganzschön!“

SCHÖNHEIT

Geisleswasser „Saphir“ macht die Haut ganz rein, zart u. rosig. Beseitigt unangenehm schnell alle Hautunreinigkeiten, Mitesser, Pickel, Hautgrieß. Straft jede weiche Haut des Gesichtes und des Körpers. 1 Flasche für 1 Monat ausreichend. N. 360 einloch. das Buch der Schönheitspflege. Für Porto 10 Pf. 625 beifügen. Bei kein Erfolge Geld zurück. Kommt Reformhaus Kurt Rademacher Berlin 10 NO 18, Corneliusstraße 3

Liebe Jugend

Der Dienstnach Franz Xaver muß wegen einer letzten Alimenterfährde vor das Gericht. Franz ist ein schlauer Kumpen und so denkt er sich: „Kannst vielleicht net schaden, wenn i mir a paar Verhandlungen anhöb.“ Und da vernimmt er denn von einigen der Vaterschaftsbedürftigen die Ausrufe: „Selbstgemalt hat die Anna, Gami oder Kathi außer mir noch andere gehabt.“ Daraufhin wird die Verhandlung, wurde Nachforschung des Tatbestandes, vertagt. Franz Xaver faßt das als Zeitgespräch auf und wie er nun selber aufgerufen wird, fragt ihn der Herr Amtsgerichtsrat, ob er die Vaterschaft anerkenne... Franz Xaver ist ein bißel verdattert und antwortet: „Eell schon, — aber i hob zu selbiger Zeit außer der Annamietl no a paar andre gehabt.“ Der Franz Xaver hat es nicht verstanden, warum der hohe Gerichtshof in schallenden Gelächter ausbricht und ihn der Präsident zur Aufbringung sämtlicher Alimentergelder verurteilt.

Die Zeit vergeht

Beideleiter ist auf Feuer verführt. Jemlich hoch. Eines Tages, knapp nach Vierschlag mittags, legt er eine Zunte, die sich um 3 Uhr entzünden soll, geht nach Hause zum Essen und hält sein Mittagsschlafchen. Um Punkt 3 Uhr stürzt der Abteilungsleiter in die Wohnung: „Herr Chef, Herr Chef! Das Geschäft brennt! Reißt sich Beideleiter den Schlaf aus den Augen und meint: „Was, 3 Uhr ist es schon wieder?“

Seelenwanderung

„Glauben Sie an Seelenwanderung?“ „Ja! Seit dem Tage, an dem mein Kaffeier durchgebrannt ist!“

„Wieso?“

„Er war die Seele des Geschäfts.“

Möglichkeiten

„Herr Ober, der Hirschebraten ist aber sehr hart!“

„Vielleicht hat der Herr ein Stück Gervais erwünscht!“

Der Motor

„Eagen Sie, Benner, Sie sind doch ein alter und erfahrener Automobilist. Wie bzw. wo findet man meist schadhafte Stellen am Motor?“

„Meist zwanzig oder dreißig Kilometer von der nächsten Reparaturwerkstätte entfernt!“

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene Geschen-Ausgabe von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

mit Buchschmuck von Bold zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Breßlischer, der geistreichste und temperamentvollste Konfektierer des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

**G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10**



Prospekt gratis
**Reichsgartenschau
Dresden**
10. Mai bis 23. Aug. 1936
Halle 14
Dresden-Striesen 589

Eheliches

„Heißt, deine Liebe zu mir ist nicht mehr so groß wie früher!“

„Woher willst du das wissen, Erna?“

„Früher gabst du mir beim Essen immer das größere Stück vom Braten und jetzt nimmst du dir das größere Stück!“

„Das hat mit der Liebe gar nichts zu tun, Erna. Du hast mir jetzt besser als früher!“



Hilf Deinem Volk!
Werde Mitglied der NSV



ERICH WILKE †

(gestorben am 30. April 1936)